

# Schweizerheime im Ausland

Autor(en): **Wieser, Th.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **43 (1972)**

Heft 5

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-806853>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Schweizerheime im Ausland

An jeder VSA-Jahresversammlung wurde der Wunsch zur Mitarbeit am Fachblatt laut. Daraus erwachte der Gedanke, etwas über den dienst im Vorderen Orient weiterzugeben.

Gleich nach dem Zürcher Primarlehrer-Examen hatte ich einer Einladung als Lehrer und Erzieher an einem deutschen Waisenhaus in Jerusalem zu folgen. Nach der ersten Freude wurde mir aber doch bange, ob ich mit 19 Jahren den Schritt wagen sollte. Ein erfahrener Lehrer riet meiner Mutter: Es sei dem jungen Manne gut, ohne alle Beziehungen auf eigenen Füßen stehen zu müssen. Das ist das erste, was ich festhalten möchte. Als einziger Schweizer unter deutschen Mitarbeitern und für arabische Kinder war ich ganz auf mich selbst angewiesen. Meine Schüler der zweiten Primarklasse verstanden mich nicht und ich sie noch weniger. Neben 20 Schulstunden hatte ich die Verant-

---

wachsenden und reagieren manchmal eher aus einem unbewussten Zwang heraus denn aus Verständnis. Was wissen wir etwa von der erhöhten Vitalität und Emotionalität, als deren Ursache eine plötzlich einsetzende starke Hormonproduktion erkannt worden ist?

Trägt unsere kinder- und jugendfeindliche Zivilisation dem plötzlich einsetzenden erhöhten motorischen Bedürfnis des Jugendlichen Rechnung, und weiss sie um die Tatsache, dass beim Jugendlichen eine eigentliche akustische Desensibilisierung eintritt? Wenn der Jugendliche nirgends Krach machen darf in unseren wohldurchdachten sterilen Wohnblöcken — dann wird er eben irgendwo Krach schlagen. Lassen wir den Jungen sich selber finden, so dass er einmal weiss, wer er ist und wer er nicht ist? Haben wir «grosse» eine Weltanschauung, ein Menschenbild in uns, dass ihn weiterträgt?

Mit der Psychohygiene des Vorgesetzten haben wir uns in der letzten Stunde auseinandergesetzt. Es war eine gnadenvolle Stunde, wir haben geklatscht. Wir haben gehört, und wir wurden gefragt.

Wo liegen unsere Gewichte? Und wo die Gegengewichte? Sind wir im Gleichgewicht, oder ziehen Ehrgeiz und Ueberich zu einseitig? Leben wir, und finden wir den Sinn im Leben?

Und sind wir uns ganz klar, dass das Leben, das kein Privatleben mehr kennt, scheitern muss?

Mit dieser Erkenntnis werden sich einige Heimleiter etwas resigniert auf den Heimweg gemacht haben. Auf einen Heimweg, der hoffentlich trotzdem zum Heim führt, und darüber hinaus, zu sich selber, und darüber hinaus.

wortung für eine Familie von 40 Knaben von 6—17 Jahren. Dazu kamen noch allerlei Aemtlein, die so ein Heim mit sich bringt: Sigris, Verwalter der Schuhkammer. Von morgens 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> bis abends 9 Uhr waren wir im Dienst. Ergab sich den Tag durch eine halbe Stunde frei, so sass man im dunklen Zimmer auf dem Stuhl und wartete, bis die Pflicht wieder rief. Das war ein harter Anfang, der einem wohl das Heimleben hätte verleiden können. Schon nach einem Jahr brach der Erste Weltkrieg aus, und die zehn deutschen Lehrer wurden eingezogen. Ich blieb als einziger für die Schule, musste die Leitung des Lehrerseminars übernehmen und die untern Klassen den arabischen Lehrern überlassen. So ging das erste Kriegsjahr um. Der Direktor der Anstalt musste vor allem ans tägliche Brot denken und war ganz einverstanden, dass ich über Land die letzte Gelegenheit zur Heimreise benützte. Ich hatte auch Mühe, die deutschen Mitarbeiter zu ertragen, die in heller Kriegsbegeisterung machten. Nach 36 Tagen kam ich hungrig in der Heimat an und musste gleich in die RS einrücken.

Doch das einfache Leben im Orient hatte es mir ange-  
tan. Nach dem Krieg meldete ich mich beim Bund Schweizer Armenierfreunde, die in Anatolien eine Schweizer Hilfsstation planten. Doch die Revolution unter Atatürk machte aller Hilfe von aussen ein Ende. In Samsun am Schwarzen Meer übergab ich die letzten Waisen aus dem Schweizer Heim in Siwas an das grosse amerikanische Hilfswerk, das bald seine grosse Schar Waisen auch in die Nachbarländer bringen musste. Zwei Jahre arbeitete ich für diese Gesellschaft in Brussa unter 45 000 Flüchtlingen: Griechen, Türken und Armenier.

Am Hang des Libanon betreute Jakob Künzler mit seiner Frau 1400 Mädchen des Near East Relief. Sie baten mich, als Hauslehrer ihrer vier eigenen Mädchen zu ihnen zu kommen. Es kamen noch zwei Mädchen dazu, und wieder zwei Jahre leitete ich die kleine Schweizerschule in Ghasir.

Da der Morgen für den Unterricht ausreichte, sah ich nach den 100 blinden armenischen Waisen, die auch noch in das Dorf gebracht worden waren. Während die sehenden Waisen nach und nach den Weg ins Leben finden mussten, blieb das Los der Blinden ungewiss. Und so kam es, dass ich von den sechs Schülern zu der grossen Schar von Knaben und Mädchen umwechselte. Ich reiste in die Heimat, wo sich ein neues Komitee bildete. So wurde es wieder ein ganz neuer Anfang, ähnlich wie in Jerusalem, der meine Kräfte überstieg. Ich hatte mir aber in der Stille die innere Gewissheit geben lassen, dass dies mein Weg sei. Nachdem ich in Aleppo eine Welschschweizerin als Lebensgefährtin gefunden hatte, stürzte ich mich in die Arbeit, um nach einigen Monaten zu erkranken und in der Heimat sechs Monate zu kuren. Das lehrte mich, nur nach den

vorhandenen Kräften zu arbeiten, woran ich mich getrost gehalten habe und nicht enttäuscht wurde.

Wir bleiben im gleichen maronitischen Dorf, dessen Bewohner zum grössten Teil nach Süd-Amerika ausgewandert waren. So konnten wir für kleine Mieten zirka 20 Häuser an einer Nebenstrasse mieten, in die wir die Blinden in Familien mit armenischer Leitung verteilten. Gross war die innere Bitterkeit dieser Schar. In Anatolien hatten sie ihre Eltern während der Metzereien verloren. Die Amerikaner erlösten sie aus meist arabischer Sklaverei. Nun lebten sie in einem ihnen ganz fremden Lande. Zum Glück gab es unter ihnen einige blinde Lehrerinnen, die sogar das Schulmaterial aus einem Heim gerettet hatten. Aber die Knaben, meist über 15 Jahre alt, drängten, einen Beruf zu lernen. Mühsam tasteten wir uns in diese neue Aufgabe hinein. Ein Mitarbeiter nahm sich der Werkstätten an. Langsam bildete sich eine kleine Gruppe Gelernter, die wir für ihre Arbeit zahlen konnten. Vom Monatslohn gaben sie uns ein bescheidenes Kostgeld und sorgten selbst für ihre Kleidung. Bei den Knaben rückte die Möglichkeit zu heiraten in erreichbare Nähe. Mit diesem Schritt verband sich aber der Austritt, da wir nicht Familien unterhalten konnten. Später kamen sie dazu, als wir das Heim in die nahe Hauptstadt Beirut verlegten.

Eines Tages kam ein blinder, zirka 20jähriger Bursche zu mir: Er wolle austreten, und ich solle ihm das Reise-geld nach Bagdad geben. Austreten ja, das stand jedem jederzeit offen. Aber warum nach Bagdad? Zornig ging er weg und wiegelte die Knaben in seiner Familie gegen die Leitung auf. Wir hörten die Forderung: Gebt uns das Geld aus der Schweiz, ihr könnt heimgehen, wir können es machen ohne euch. Darauf versammelte ich die ganze Heimfamilie, legte die Schlüssel zu den Werkstätten auf den Tisch. Zwingen lassen wir uns nicht. Ausser der Küche bleibt alles geschlossen. Sechs Tage dauerte es, bis der Bursche, Verwünschungen ausstossend, das Dorf verliess. Im Knabenhaus fragte ich jeden einzelnen der 30 Blinden, ob er sich wieder der bisherigen Hausordnung fügen wolle. Nur sechs von ihnen fragte ich nicht, und sie verliessen auch still das Heim. Dreissig Jahre später traf ich einen der Sechs in Sowjet-Armenien, der mich mit Freuden in sein Haus einlud.

Zum zweiten Mal erlebte ich 1939 was es heisst, im Ausland dem Krieg ins Auge zu blicken. Doch ich wollte nun auf dem Posten bleiben. Ich rief die Heimfamilie zusammen und sagte ihnen, dass wir jetzt vor allem bei ihnen bleiben wollten. In den verschiedenen Häusern möchten sie aber darum bitten, dass Gott zu unserm Entschluss sein Ja geben möchte. Die Kriegshandlungen sahen wir nachts auf dem nahen Meer. Wir rüsteten uns für eine mögliche Flucht in die Berge. Aber für die Blinden ging das Tägliche in Schule und Werkstatt weiter. Wir kämpften um Rohmaterialien und das tägliche Brot. Wir zitterten beim Vormarsch Rommels gegen Aegypten. Wir spürten die deutsche fünfte Kolonne im Land. Wir mussten als Neutrale uns ganz still halten, um nicht der Spionage verdächtig zu werden. Wir blieben die sechs Jahre Krieg beieinander und dankten zum Schluss, dass sowohl der Libanon als auch die Heimat vom Krieg verschont geblieben sind. In aller Welt wurden die Armenier eingeladen, nach

Sowjet-Armenien einzuwandern, wo sie als Volk endlich wieder ein gewisses Eigenleben haben können. So leerten sich in Beirut Häuschen, die J. Künzler für armenische Witwen gebaut hatte. Da sich die Blinden in dem arabischen Dorf nie heimisch gefühlt, beschlossen wir, das ganze Heim nach Beirut zu verlegen. Das war eine monatelange Arbeit, die viel Not und Nachdenken erforderte. Aber die Blinden freuten sich, rings um das neue Heim ihre Volksgenossen zu wissen. Ich erinnere mich, wie da ein Mädchen von der Strasse ein kleines Geschenk durch Gitter streckte. Ruummässig kamen wir in die Enge, und im weitem möchte ich erzählen, was aus den überflüssigen Sachen geworden ist.

Zu der Schilderung des Schweizer Heims im Libanon möchte ich noch ergänzen, dass wohl meine Frau und ich 1926 den Anfang machten. Nach zwei Jahren kam der erste schon erwähnte Mitarbeiter zur Leitung und Ausbau der Werkstatt. Um meine Frau zu entlasten, übernahm eine Hausbeamtin die verschiedenen Wohnhäuser, und meine Frau sorgte neben den eigenen Kindern für das kleine Spital von 16 Betten und das Krüppelheim. Für die wachsenden Werkstätten kamen ein Werkmeister, später noch eine Bürokräft, so dass neben den einheimischen Hilfskräften sechs Schweizer und zwei Schweizerinnen dem Heim vorstanden. Nach 42 Jahren sind in Beirut jüngere Kräfte am Werk. Da die Blindheit glücklicherweise weitgehend bekämpft werden konnte, wohnen jetzt in dem schmucken Neubau neben den alten blinden Mädchen noch Taubstumme, Schwerhörige und Schwachbegabte. Manche dieser Schulkinder kommen nur für den Unterricht ins Heim. Seit fünf Jahren haben armenische Kreise die Mitverantwortung übernommen, aber den eigentlichen Dienst tun die sieben Schweizer. Am Schluss des ersten Teils erwähnte ich die überflüssigen Möbel in den neuen Häusern in der Stadt. Ich liess sie in Emballage packen: Schränke, Oefen, eine Badewanne usw., 85 Stück, fünf Tonnen schwer. Es war auch für uns keine alltägliche Sache, so von einem Kontinent zum andern zu zügeln. Zum Glück fuhren die Schiffe, und ich konnte auf einem griechischen Dampfer mit dem Hausrat von Beirut nach Athen fahren. Dort waren 1947 die Spuren des Krieges noch überall anzutreffen. Es herrschte Bürgerkrieg. Aber wir zwei wagten es, unter solchen Umständen noch einmal ganz vorn anzufangen. Man bat uns um ein Präventorium zu gründen, eine Hilfe, die das Schwei-

Für interessante Stellen fragen  
Sie am besten das Personalamt  
Tel. 061 25 71 71

**Basel**  
Peterskirchpl. 4  
**Stadt**

zer Rote Kreuz nur während einiger der Kriegsjahre getan. Mitten im Bürgerkrieg spürten wir überall die Angst und daraus das Misstrauen. Endlich konnten wir ein Haus mit vier Wohnungen 17 km nördlich von Athen mieten. Nach zwei Monaten, die ausgefüllt waren mit Putzen, Einrichten, nahmen wir die ersten Kinder auf, und zwar armenische und griechische. Aus ärmsten Verhältnissen sollten die gesundheitlich gefährdeten Schulkinder einige Monate in dem von einem Pinienwald umgebenen Heim wieder zu Kräften kommen. Damals fingen wir mit 28 Mädchen an. Heute kann das Heim das Doppelte an Kindern beherbergen. Jahre dauerte es, bis die Regierung das Heim anerkannte; nachdem wir am Anfang nur eine Erlaubnis für drei Monate in Händen hatten. Einen Fortschritt bedeutet es, dass Kinder bei uns in Pflege sind, aber jeden Morgen die öffentlichen Schulen besuchen können. Das bringt mit sich, dass ein Kind nicht nur einige Monate, sondern oft das ganze Schuljahr im Heim bleiben darf und nur für die drei Monate Sommerferien bei den Eltern ist. In dieser heissen Zeit werden von Hilfswerken, Kirchen, Schulen in der nähere und weitere Umgebung der Stadt Ferienlager durchgeführt. Auch wir können in zwei Gruppen von je zirka 80 Kindern einen weiteren Kreis erreichen: Das eine Jahr Knaben, das andere Mädchen. So sind in den zwanzig Jahren schon über 4000 Kinder in Kastri gewesen, von denen viele an Leib und Seele gestärkt wurden. Im Laufe der Zeit haben sich die Verhältnisse gebessert und damit der Gesundheitszustand der Kinder. Andererseits tauchen je länger je mehr Familienprobleme auf, und so stammt ein grosser Teil der Kinder aus zerrütteten Ehen. Auch hier wurden wir vor Jahren durch zwei jüngere Schweizerinnen abgelöst.

Sagte man uns zu Anfang von der Not der Kinder, so fanden wir in den Flüchtlingsquartieren viele einsame alte Frauen und Männer. Jahrelang suchten wir nach einer Möglichkeit, auch ihnen ein Heim zu bieten, und es ging durch manche Enttäuschung, bis eines Tages ein Armenier aus USA nach Athen kam. Ihm legten wir die Sache vor, und er gab uns die Mittel, um im Flüchtlingsquartier Kokkinia-Piräus Land zu kaufen. Bald erkundigte sich der Flüchtlingsdienst der UNO, ob eine Zusammenarbeit möglich wäre. Wir einigten uns, dass diese Organisation uns die Mittel zum Bau eines Heims für 50 arme alte armenische Flüchtlinge schenken würde und wir uns verpflichten, für diese bis

zu ihrem Lebensende zu sorgen. Ein Mitarbeiter vom Libanon überwachte das Planen und die Bauarbeit und amteete nachher als Hausvater, unterstützt von einer Schweizer Krankenschwester. Unser Altersheim für armenische Flüchtlinge und ein ebensolches für Weissrussen waren die ersten Bauten der UNO-Flüchtlings-Organisation, die bezogen werden konnten. Ueberall in den Aussenquartieren der Stadt entstanden danach grosse Wohnblöcke, um all die seit 40 Jahren in Baracken lebenden Flüchtlinge umzusiedeln. Auch wir wurden gebeten, von unserm Garten neben dem Altersheim Land für ein solches Haus zur Verfügung zu stellen. 12 grosse Zimmer mit Kochnische boten Ehepaaren und Einzelpersonen, die nicht mehr ins Erwerbsleben sich einfügen konnten, ein mietfreies Zuhause, mit teilweise finanzieller Unterstützung unsererseits. Und noch etwas später half dieselbe Organisation, in Kastri den langersehnten Speisesaal und Anbau für kränkliche Kinder zu finanzieren. Es traf sich gut, dass in jenen Jahren zweimal der Hochkommissär für Flüchtlinge in Genf ein Landsmann war und unsern Bitten ein williges Ohr schenkte.

So gelangte die UNO ein weiteres Mal an uns. Die Norweger erklärten im Palais des Nations in Genf, sie möchten zum 100. Geburtstag von Fridtjof Nansen ein Altersheim stiften, für das sie die Hälfte der Kosten tragen würden. Genf-UNO konnte die Stiftung des ehemaligen Maklers, Kalust Gülbenkian, für die andere Hälfte gewinnen. Wer von uns Schweizern sollte bauen und nachher leiten? Meine Frau und ich, damals in der Heimat im Ruhestand, sagten zu, in Thessaloniki wieder einen Anfang zu machen. Nach den Vorbereitungen wurde mir klar, dass ich für die Bauleitung nicht der rechte Mann war. Ein junger Schweizer Architekt meldete sich. Und jetzt leitet ein junges Schweizer Ehepaar mit einer Krankenschwester das Heim. Im Gegensatz zu dem Heim in Kokkinia, wo wir für Essen usw. sorgen, bekommt im Fridtjof-Nansen-Heim jeder Gast ein eigenes Zimmer, davor eine kleine Küche und anfangs Monat eine kleine Pension. Diese viel freiere Lebensweise sagt den Orientalen mehr zu, da sie Heime kaum kennen und sich davor fürchten.

Seit Jahren vermitteln wir finanzielle Hilfe des Schweizer Roten Kreuzes in den beiden grossen Städten für Alte, die aus irgendeinem Grunde den Weg in die Heime nicht finden wollen. Wir freuen uns über die Zusammenarbeit mit armenischen, internationalen und Schweizer Hilfswerken, die uns ermutigen, unsere Sprach- und Landeskenntnisse auch andern zur Verfügung zu stellen.

Meine Frau starb nach dem letzten Aufenthalt in Thessaloniki hier in der Heimat. Als ich 1966 wieder nach der Türkei reiste, schloss sich in Athen Schwester Dorothee Hauri in unserm Altersheim uns an. Sie wusste, dass sie nach neun Jahren Dienst in Kokkinia Hausmutter im Dekanats-Altersheim in Seon werden würde. Während dieser Reise in die Heimat der Armenier wurden uns einig, die Arbeit in Seon zusammen zu beginnen, sie als Leiterin und ich als Diakon. So bin ich in den Kreis des VSA gekommen und freue mich, auch das Heimleben in der Schweiz zusammen mit meiner Frau aus der Nähe kennenzulernen.

*Th. Wieser*

**Interessenten staatsfreier  
Erziehung sind bei uns  
herzlich willkommen.  
Heimschule Schlössli Ins  
Leitung  
Ulrich Seiler-Schumacher  
3232 Ins BE 032 83 10 50**